

# Vom Abwerfen des Gewinns

Von Frederic Morton

**„Wenn ich darüber nachdenke, dass Gott gerecht ist, dann zittere ich für mein Land“, sagte Thomas Jefferson vor 200 Jahren. „Unser Unternehmen tut das Werk Gottes“, sagt der Chef von Goldman Sachs im Jahr 2010. Über die Tragödie des amerikanischen Traums.**

Kurz nach elf Uhr abends, am 4. November 2008, schien es, als wäre von den Wahlkabinen des „Swing State“ Ohio ein Licht in das Dunkel des Firmaments erstrahlt, das an den Stern von Bethlehem gemahnte. Beim originalen Weihnachtsfest im originalen Gelobten Land verkündeten Hirten die große Freude. Anno 2008 übernahmen die Medien die Verkündigung im abermals Gelobten Land von heute. Die Menschen tanzten auf den Straßen, von Berlin bis Buenos Aires, und aus dem Lächeln eines dunkelhäutigen jungen Mannes lasen Millionen die Frohe Botschaft, dass von nun an alles anders sein würde.

In den Annalen der Rassengeschichte hebt sich dieses Ereignis als Wendepunkt ab, den es zu feiern gilt. Auf einer andern, nachgerade spirituellen Ebene jedoch war es ein bekanntes Phänomen, das aus dem ewigen Zyklus der westlichen Krisenhaftigkeit entstanden ist. Dieser Ursprung macht die eigentliche Wirkung von Barack Obamas Triumph aus. Die Ankunft des Erlösers hat ja schon immer zu Tagen des Jubels geführt – in jüdisch-christlichen Breiten wartet die Erlösung nämlich immer gleich um die Ecke, Jahrhundert um Jahrhundert.

Seit 1776 weht über dieser Ecke das Sternenbanner. „Nur in Amerika“ steht für mehr als nur für die Großspurigkeit der Yankees. Diese drei Wörter sind Ausdruck einer Empfindung, die schon lange im Okzident schwelt, wo irdische Betriebsamkeit das Messianische überdeckt, dies chronische Bedürfnis nach Errettung. Mit dem politischen Donnerschlag 2008 wurde nun die unbewusst religiöse Einzigartigkeit Amerikas wieder einmal bestätigt. Die westlichste Nation der Erde konnte ihre Glaubwürdigkeit als Retterin des gesamten Westens aus den selbst geschaffenen Ruinen zurückgewinnen. Sie hat den neuesten Erlöser hervorgebracht. Wenn auch nur einen Erlöser auf Zeit.

Wie schon in früheren Inkarnationen war er ein Benachteiligter und erschien in schweren Zeiten. Es gab keinen gemüthlichen Raum für ihn in der Herberge. Obama kam in den Stall der Finanzkrise, der, einmal abgesehen vom Geld, durch den tiefsten Pessimismus in der Geschichte der Meinungsfragen verdüstert wurde. Doch der Abgrund verstärkte die Halleluja-Rufe bei seinem Auftreten nur noch. Mit der Zeit werden sie verstummen, es lässt sich nicht vermeiden. Trotzdem wird sein Land den Status beibehalten, der in einer Predigt vor etlichen Jahrhunderten, 1630, angekündigt wurde: „Wir werden eine Stadt auf einem Hügel sein. Die Augen aller Menschen sind auf uns gerichtet.“ Seit damals haben Abermillionen Augen die neu entstandene Gesellschaft der Neuen Welt als Inspiration gesehen, die die Leiden der Alten Welt heilen soll. Amerika sollte die endgültige Errettung von den Problemen bringen, die in der jüdisch-christlichen Kultur endemisch sind – und für die Amerika selbst bald das extremste Beispiel werden sollte.

Die Statistiken der Weltgesundheitsorganisation sprechen eine deutliche Sprache, eine Sprache der Fakten. Auf dem Alten Kontinent sind die Zahlen umso schlimmer, je näher das Land dem westlichen, also amerikanischen Ideal des Wohlstands des Einzelnen kommt. Insgesamt sind in den USA und in den Ländern der Europäischen Union klinische Depressionen heute zehnmal häufiger als noch vor 50 Jahren. Amerika, das mit Abstand „fortschrittlichste“ unter den „entwickelten“ Staaten des Westens, muss den mit Abstand höchsten Prozentsatz seiner Einwohner in Gefängnissen oder psychiatrischen Kliniken verwahren oder in Entzugsanstalten behandeln. Mit wenigen Ausnahmen erlebt jede neue Generation eine Zunahme der Sozialpathologie.

Anderswo mögen solche Probleme zu Untersuchungen über den „Nationalcharakter“ führen. In den USA betonen die rauen Kanten des Landes nur die Attraktivität des Ganzen. Der knallharte Gangster ist genauso eine typische amerikanische Kultfigur wie der großzügige Milliardär. An ihnen beiden entzündet sich die Fantasie auf dem ganzen Erdball. Gemeinsam brauen sie die Faszination zusammen, die die Vereinigten Staaten zum „größten Land der Welt“ macht.

Ich erlebte diesen Lockruf der Ambivalenz, als ich in den 1970ern Kolumnist der New Yorker Zeitung „Village Voice“ war. Zu meinen Themen gehörte die Jugend Europas, die gegen den Vietnamkrieg protestierte. Am Vormittag bewarfen die Jungen amerikanische Konsulate mit Eiern; am Nachmittag verbrannten sie das Sternenbanner; am Abend hauten sie sich in eine garantiert lässige Disco im amerikanischen Stil. Sie brüllten gegen die Dezimierung eines Dorfes durch die B-52-Bomber. Doch ihr stärkstes Vorbild war weiterhin die glamouröse Brutalität von Marlon Brando in „Der Wilde“, dessen donnerndes Motorradgetöse die Stadt in Stücke riss.

Es gab keine einzige europäische Jugendgruppe, kein Jugendmagazin, keinen Jugendtrend, der nicht in seiner Musik, Mode, seinem Slang oder Verhalten von dem beeinflusst gewesen wäre, was in Amerika hip war. Kein deutscher Hard-Rock-Freak, kein belgischer Punk oder portugiesischer Bohemien ließ sich von den amerikanischen Mordzahlen in seiner Altersgruppe, die dreimal so hoch waren wie in Europa, abschrecken oder von der viermal so hohen Zahl der Einweisungen in psychiatrische Krankenhäuser oder der doppelt so hohen Selbstmordrate. Diese schrecklichen Zahlen bereicherten die schillernde Attraktivität von „Amerika“ nur noch um ein paar Farbtupfer.

Ein ähnliches Paradoxon findet sich in der Ansicht bedeutender intellektueller Kritiker der USA – unter ihnen einige, die in diesem Land einiges zu leiden hatten. Für sie lassen die Schatten, die auf Amerika gefallen sind, das Licht seiner grundlegenden Einzigartigkeit nur umso heller erstrahlen. Und so gibt es einen entlaufenen Sklaven wie Frederick Douglass, der seine Mitbürger aufruft, „die Genialität der amerikanischen Institutionen“ zu ehren und „mitzuhelfen, die geheiligte Mission (der Nation) zu erfüllen“; den jüdischen Anarchisten Paul Goodman, der den Mittelwesten kritisiert, weil er die amerikanische Verheißung aufgegeben habe; ein Gedicht von Langston Hughes aus Harlem mit dem Titel „Let America Be America“, in dem er die Bürger drängt, „den mächtigen Traum“ zurückzubringen; Martin Luther Kings Definition von Ungerechtigkeit als „Verletzung des amerikanischen Wesens“. Die Meinungen von Gelehrten aus dem Ausland schlagen in dieselbe Kerbe. Nehmen wir den Politikwissenschaftler Eric Frey, der in seinem „Schwarzbuch USA“ 500 Seiten braucht, um alle Schandtaten zu dokumentieren, die Amerika an seinen eigenen Bewohnern sowie an Menschen, die jenseits seiner Grenzen leben, seit 1776 begangen hat. Freys Schlussfolgerung? Jede Nation hat ihre Sünden, doch Amerikas außergewöhnlich zahlreiche sind besonders bedauerlich, da es ein so außergewöhnlich wunderbares Land sein könnte.

Diese bipolare Ansicht, die so oft geäußert wurde, tönt durch die Jahrhunderte seit den Anfängen der Republik. So hören wir sie von Thomas Jefferson selbst. Während er Gouverneur von Virginia war, schrieb er: „Wenn ich darüber nachdenke, dass Gott gerecht ist, dann zittere ich für mein Land.“ Ein paar Jahre später, bei seiner ersten Amtseinführung als Präsident, pries er die Vereinigten Staaten und ihre Regierung als die „größte Hoffnung der Welt“. Schon vor Jefferson predigte Jonathan Edwards auf ähnlich divergierende Weise. Edwards, der Autor von „Sünder in der Hand eines zornigen Gottes“, war der wichtigste Prediger einer großen religiösen Erweckungsbewegung im 18. Jahrhundert, die ein Tausendjähriges Reich prophezeite, das auf amerikanischem Boden entstehen sollte. Und Edwards, dieser alttestamentarische Hitzkopf, verweist damit auf die eigentliche Quelle der amerikanischen Dichotomie.

Sie zeigt sich am dramatischsten zu Jom Kippur, dem Tag des großen Jeffersonschen Erzitterns. Als ich ein Kind war, erlebte ich das jedes Jahr in unserer Synagoge. Während der Amidah, des Morgengebets also, steht die Gemeinde still über die Gebetbücher gebeugt da, die Lippen bekennen in stummer Intensität die Sünden, Fäuste klopfen in lautloser Reue an die Brust – bis dann plötzlich die Betenden aus der Stille der tiefsten Zerknirschung heraus Gott und Israel in einem lauten, stolzen Lobgesang preisen.

Am Versöhnungstag bittet das auserwählte Volk mit großer Inbrunst darum, Gottes einzigartige Gunst mit ihrer angeborenen einzigartigen Sündhaftigkeit in Einklang zu bringen, mit ihm eins zu werden. Abgeändert durch Christus, wenn auch nicht wirklich abgemildert, hat sich diese quälende Leidenschaft von der Synagoge in die Kirche verbreitet.

Denn was ist mit dem Neuen Testament, dem größere Sanftmut nachgesagt wird? Ist die Hauptperson nicht der gütige, milde Jesus? Nun ja, Jahwes Gene schlagen schließlich doch durch. „Ich bin nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das bluttriefende Schwert ist das Werkzeug, das den Kern des Evangeliums herauschält. Der Vater ist nur bereit, die Menschheit von ihrer großen Sünde loszusprechen durch die Qualen seines Sohnes. Nur durch das geschundene Fleisch des Sohnes wird „der Wille meines Vaters erfüllt“. – So auch Amerika. „Um das Dorf zu retten, mussten wir es zerstören“, sagte ein amerikanischer Offizier, diese biblische Gestalt, im Jahr 1971 in Vietnam. Er klingt ähnlich wie ein Franzose, der zum amerikanischen Farmer wurde und 1782 über die Ausrottung der Indianer in New England schrieb: „Sie sind verschwunden, und jedes Andenken an sie ist verloren gegangen; nicht die geringste Spur ist geblieben von den Horden, die einmal dieses Land bewohnten. Sie sind alle verschwunden in den Kriegen, die die Europäer gegen sie geführt haben, oder sie sind langsam zugrunde gegangen, verachtet und vergessen; nichts ist von ihnen geblieben außer ein ungewöhnliches Dokument, doch sogar das verdanken sie dem Fleiß und religiösen Eifer der Europäer, ich meine die Bibel, die in ihrer Sprache übersetzt wurde.“

Der jüdisch-christliche Hang zur Grausamkeit ist weder mutwillig noch leichtfertig. Er entsteht aus Getriebenheit. Ein außergewöhnlich anspruchsvoller Gott hat seine Gläubigen zu einer außergewöhnlich anspruchsvollen Mission aufgerufen, die nur durch außergewöhnlichen monolithischen Einsatz zu erfüllen ist. „Sei vollkommen“, befiehlt Gott Moses in der Genesis. „Darum sollt ihr vollkommen sein“, predigt Jesus im Evangelium, „wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Und dieses Gebot verfolgt die Gläubigen.

Der Mythos Amerika ist der Kulminationspunkt eines gewaltigen jüdisch-christlichen Bogens, der sich von Ur in der Genesis über das Alte und Neue Testament bis zur Wall Street, zum Pentagon und zur Luxuseinkaufsmeile von Beverly Hills spannt, mit ein paar Stationen dazwischen.

Abraham, der erste Patriarch, ist in letzter Konsequenz der Vater der Gründerväter der USA. In gewisser Weise ist seine Erwählung in eine Inschrift des Großen Siegels der Vereinigten Staaten eingegangen: „Annuit coeptis“ lautet der Spruch auf seiner Rückseite. „Er hat unsere Anfänge gutgeheißen.“ Er ist Gott. Das machte er damals schon zum zweiten Mal. Das erste Mal hatte er ein anderes Volk gutgeheißen – zwölf Stämme, die von ihrem König David zu einer wild entschlossenen Nation vereint wurden, die von einer Hauptstadt aus, die neutral in keinem der zwölf Stammesgebiete lag, regiert werden sollte: der Stadt Jerusalem. Ein paar Jahrtausende später schlossen sich 13 wild entschlossene antibritische Sklavenhalterstaaten zu einer Union zusammen, die schließlich von Washington D.C. aus, einer Hauptstadt, die neutral in keinem der 13 Staaten lag, regiert werden sollte.

Vor langer Zeit nahm Abraham die Bürde und die Fülle des Auserwähltseins auf sich. Nun, in Amerika, lastete die Fülle und die Bürde auf den Schultern eines jeden Gläubigen, von denen jeder auserwählt war, seinen auserwählten Schweiß zu schwitzen und aus diesem Kontinent seine eigene Größe herauszuhauen.

Politisch gesehen wurde daraus die amerikanische Revolution. Psychologisch gesehen entstanden daraus calvinistische Forderungen, die weiter gingen als die, die Genf selbst unter Johannes Calvin gekannt hatte.

Der Calvinismus der Neuen Welt glaubte, dass Spiritualität schlicht in materiellen Dingen sichtbar wird. Die Reichtümer, die ein Mensch anhäufen konnte, sind der Maßstab für die Gunst Gottes, für seine Gnade – die Gnade, die beweist, dass er sein gottgegebenes Talent zum Erwerb verantwortungsvoll genutzt hat. Daher muss er seinen Reichtum unaufhörlich vermehren, um Zeugnis vom Ausmaß göttlicher Großzügigkeit, die auf Erden möglich ist, abzulegen. Und da die Akkumulierung von Wohlstand einem Auftrag entspricht, der von viel höherer Stelle kommt, als der Mensch es ist, sollte sie nicht durch unangemessene Rücksichtnahme auf seine Mitmenschen weiter unten behindert werden. „Unser Unternehmen“, sagt der Chef von Goldman Sachs im Jahr 2010, „tut das Werk Gottes.“

Diese Worte aus der Wall Street sind ungewöhnlich für unsere Zeit, in der das darin enthaltene Credo selten so direkt ausgedrückt wird: Ein Calvinist, der dem Profit nachjagt, ist nicht eigennützig, er erfüllt nur seine Berufung in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Gott hat ihn berufen, sein vorbestimmtes Werk zu tun. Diesen Auftrag zu befolgen ist ein Akt des Glaubens, der kompromisslos individuell ist; er darf nicht durch gesellschaftliche Überlegungen oder altruistische Ablenkungen oder hedonistische Verderbtheit verwässert werden. Reichtum wird nicht geschaffen wegen des fleischlichen Genusses, sondern als Beweis der Fülle des Herrn. Das Vermögen eines Menschen muss als freudloser Indikator für den Grad der Erlösung gewertet werden.

Und so waren bereits im 19. Jahrhundert Millionen Amerikaner im Bann von Gottes Forderung: Mehr Leistung! Macht weiter! Macht weiter! – Und sie machten weiter. Sie machten weiter bis zu ihrem Totenbett, ohne auch nur jemals in Befriedigung zu verfallen. Mit christlichem Eifer beherrschten sie die Natur. Sie fällten Bäume, ganze Wälder, rissen die Wurzeln heraus, durchfurchten die offene Erde mit ihren Pflugscharen, düngten die Prärie, holten die Bodenschätze aus den Rocky Mountains, vermaßen die Wüste für Versorgungsstationen, überrannten die Ureinwohner, Moorland, Dickicht, Sierras – bis nur mehr der Pazifik sie aufhalten konnte. Sie bearbeiteten die ganze riesige Fläche von Ozean zu Ozean ohne Unterlass, vermaßen, kartierten, untersuchten sie; betrieben Landwirtschaft, Steinbrüche, Bohrungen; behübschten sie, pfuschten daran herum und balsamierten sie ein; machten alles, was notwendig war, damit sie Gewinn abwarf, sich besser in den Mühlen des Unternehmertums zermalmen ließ. Das ist nicht Gier. Das ist calvinistische Lebensangst in säkularisierter Form, die sich an Gütern festklammert.

Auch in den Jahren zwischen den Beatniks des 20. Jahrhunderts und den Bankrotteuren des 21. haben die Amerikaner versucht, die Forderungen des Größten Landes der Welt zu erfüllen. Sie müssen die auserwählte Speerspitze des Westens verkörpern. Um die Staatsbürgerschaft dieses herausragenden Landes zu verdienen, muss man selbst herausragend sein. Zu versagen ist ausschließlich mein eigener Fehler. Meine Vollkommenheit ist von jedem bedroht, der vollkommener wirkt als ich. Wenn man nicht ein größeres Haus, ein größeres Boot anschafft, bleibt man zurück. Man darf nie zurückbleiben. Man kann nicht einfach irgendwer sein. Wenn man nicht jemand ist, ist man niemand.

Und trotzdem, trotzdem. In den Jahren der Beatniks gab es offensichtlich eine Gruppe von Menschen, die nicht verzweifelt waren. Allen Ginsbergs Freund Jack Kerouac beschreibt sie in „Unterwegs/On the Road“: Er spaziert durch das „farbige Viertel“ in Denver, beobachtet zufällig ein Baseballspiel – und wird unendlich neidisch: „Noch nie in meinem Leben als Sportler hatte ich es mir erlaubt, so zu spielen. Jungenhafte, menschliche Freude! Die Lust an einem Leben, das die Enttäuschungen und ‚weißen Sorgen‘ nicht kennt. Ich war so schrecklich desillusioniert. Mein ganzes Leben hatte ich weiße Ambitionen gehabt. Jetzt wünschte ich mir, ich könnte Welten tauschen mit den glücklichen, wahrhaftigen Negern von Amerika.“

Wird hier ein schwarzer Slum in altmodischer, rassistischer Sprache romantisiert? Man könnte Kerouac so lesen. Aber er verweist auch auf eine erschreckende Wahrheit: Die jungenhafte Freude, die er in Denvers Schwarzenviertel beobachtete, war nur denen möglich, die vom amerikanischen Traum ausgeschlossen waren. Sie waren immun gegen die Forderungen, die Ginsberg verrückt nannte.

In unserer Zeit haben die Afroamerikaner einen leichteren Zugang zu weißen Sorgen, auch wenn – Obama zum Trotz – die Wirklichkeit immer noch zwischen den Schwarzen und der Fata Morgana der Erfüllung steht. Haben wir – ob schwarz oder weiß – eine Möglichkeit, diesem Dilemma zu entkommen?

Ich will jetzt versuchen, den Advocatus Angeli zu spielen. Wir haben immerhin, wenn auch nur teilweise, den Rassismus abgelegt, der so stark in der amerikanischen Geschichte verankert ist. Das gibt Anlass zur Hoffnung auf eine zweite dramatische Verbesserung. Schon lange ertönt der Ruf nach dem „Wiederaufleben des amerikanischen Traums“ ohne Erfolg während zahlloser politischer Umwälzungen. Können wir ihn ändern in: „Reform des amerikanischen Traums“? Können wir unsere messianischen Ambitionen zähmen auf ein menschlicheres Maß hin? Können wir nach einem Land streben, das die Gemeinschaftlichkeit erlaubt, nach der wir uns alle sehnen, tief drinnen unter der Panzerung des Einzelkämpfers?

Zugegeben, die Zwänge des Traumes abzumildern bedeutet nicht weniger, als die Stoßrichtung der westlichen Geschichte umzukehren. Doch denken wir einmal an den Abgrund vor uns. Wir sollten es versuchen.

The times, they are a'changin'... Werden sich die Zeiten ändern? Am Tag nach Obamas Sieg stieg der Dow Jones um mehr als 300 Punkte. Am Tag danach fiel er um fast 500. Doch das amerikanische Lied geht weiter. Es wird weitergehen, unabhängig vom Schicksal des schlanken dunkelhäutigen Mannes, der die Erde von einem Schreibtisch im Oval Office in Bewegung setzen soll. Die Menschen innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten werden es weiter vor sich hinsummen, der Geschichte zum Trotz. So groß ist die Macht des Mythos „Amerika“.

("Die Presse", 19.06.2010)